

TV/Radio-kritisch

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **30 (1978)**

Heft 7

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ungebrochene alte Frau

Zum Film «Die Mutter» von Louis Jent im Fernsehen DRS (19. April)

Das Thema ist weder besonders neu noch umwerfend originell: Mutter, 67jährig und seit kurzer Zeit Witwe, fühlt sich noch rüstig genug, um ein selbständiges Leben zu führen. Nichts wäre ihr mehr zuwider, als ihren Kindern zur Last zu fallen. Sie hat ein Leben voller Arbeit und Entbehrungen hinter sich und kann sich nicht vorstellen, untätig herumzusitzen. «Arbeit ist der Sinn meines Lebens», sagt sie einmal zu ihrer Tochter Annie. So sucht denn die Betagte über das Arbeitsamt eine Stelle in einem Nähatelier, obschon sie gute 30 Jahre mit solcher Arbeit nicht mehr beschäftigt war. Was Mutter in der Folge widerfährt, hat mit jener rührseligen Heiterkeit, welche die Filme über alte Menschen oft begleitet, nichts zu tun. Auf dem Weg zum neuen Arbeitsplatz erleidet die betagte Frau einen Schwächeanfall, und als sie einen Tag später ihre Stelle dennoch antritt, passiert ihr in der Hitze des Gefechts ein schreckliches Malheur: Bei etlichen Dutzend billigen Damenfähnchen näht Mutter den linken Ärmel an die rechte und die rechten Ärmel an die linke Seite an. Der Chef bricht zusammen und entlässt die alte Dame.

Über diesen Vorfall kommt Mutter, die – wie sich im Verlauf des Filmes herausstellt – nicht zum erstenmal erfährt, dass die Hektik des modernen Produktionsalltages wenig Rücksicht auf die Bedächtigkeit des alternden Menschen nimmt, vorerst nicht hinweg. Sie fühlt sich plötzlich alt, unbeholfen, überfordert. Und so ruft sie verzweifelt ihre Tochter Annie an, die ihr schon lange angeboten hat, sie in ihrer Familie aufzunehmen. Erleichterung hüben und drüben. Doch nach einer durchwachten Nacht in ungewohnter Umgebung rappelt sich Mutter erneut auf. Eilig trippelt sie erneut zum Arbeitsamt. Sie hat nicht im Sinn, sich ihrem Schicksal einfach zu ergeben.

Vordergründig ist Louis Jents Film, der nach einem Fernsehspiel des Amerikaners Paddy Chayefsky (Drehbücher zu «Network», «Hospital» und «Marty») entstand, das Porträt einer alten, ungebrochenen Frau. Dabei geht es beiden Autoren weniger um eine Kritik an der sozialen Situation alter Leute als um ein psychologisches Problem des Alterns: um die Erhaltung von Freiheit, Selbständigkeit und Selbstbestimmung auch im dritten Lebensabschnitt. Nicht dass Mutter Schwierigkeiten hat, eine Stelle zu finden, interessiert in erster Linie, sondern wie die betagte Frau sich allen persönlichen Niederlagen und gesellschaftlichen Zwängen zum Trotz immer wieder auffängt und sich selber behauptet. In Edith Heerdegen hat Jent eine Schauspielerin gefunden, die diesen Prozess glaubhaft und überzeugend darzustellen vermag, weil sie dem Widerstand gegen die Selbstaufgabe und die Resignation Ausdruck zu verleihen weiss: In ihrem Gesicht spiegelt sich die Verschwörung mit sich selber gegen eine sie abschreibende Umwelt. Ein feiner, unterschwelliger Humor zeigt an, dass ihr Widerstand nicht aus Hass, sondern aus einer optimistischen Einschätzung der eigenen Möglichkeiten heraus wächst.

Deutlich wird die zentrale Thematik – das Aufbegehren gegen die Bevormundung und Entmündigung alter Leute – in der zweiten Dimension des Filmes: Wenn immer Jent Edith Heerdegen einen weiten Raum zur Entfaltung gewährt und damit natürlich einen Schwerpunkt setzt, so kommt doch dem zweiten Strang der Geschichte nicht minder grosse Bedeutung zu. Er zeigt Annie, die eine Tochter, in ihrer echten Sorge um die Mutter. Sie versucht, die alte Frau «zur Vernunft» zu bringen, will ihr bei ihrer Familie ein Heim anbieten. Vor allem in der Konfrontation mit ihrem Mann und ihrer Schwester, dann aber auch im Umgang mit der Mutter erweist sich ihre Für-

sorge je länger je mehr als eine kleinliche Bemutterung. Es gehört zu den Stärken dieses Films, dass er Annie einen Bewusstseinsprozess erleben lässt. Die junge Frau sieht schliesslich ein, dass ihre ängstliche Fürsorge, ihr fehlendes Vertrauen in die körperlichen und geistigen Fähigkeiten der Mutter die Freiheit und Selbstverwirklichung aller einschränkt.

Louis Jents «Mutter» ist nicht einfach eine Übertragung des Fernsehspiels von Paddy Chayefskys ins Deutsche. Der Schweizer Autor und Regisseur, der vor allem mit seiner umstrittenen Bosshart-Verfilmung «Die Magd» bekannt geworden ist, hat diesem reinen Fernsehstück, dessen Handlung ausschliesslich in drei Innendekors stattfindet und dessen Hauptgewicht auf dem Dialog liegt, eine filmische Dimension gegeben. Das Ausbrechen aus dem Studio und der Einbezug von Aussenaufnahmen gaben ihm die Möglichkeit, der Bildebene eine erzählerische Dimension zu verleihen. Es gehört denn auch zum Eindringlichsten und Beglückendsten dieses Filmes, dass die Mutter als tragende Figur nicht eine verbale Vorstellung erfährt, sondern sich mit ihren Gebärden, ihren Bewegungen, ja ihrem Verhalten schlechthin charakterisiert. Wie sie sich beispielsweise durch den Stadtverkehr bewegt, sagt mehr über sie aus, als tausend Worte es vermöchten. Letzlich ist es mehr diese eindrückliche Bildsprache als der mitunter doch etwas papierene Dialog, die dem Film zum Leben verhilft, die schliesslich auch eine Diskussion über den offenen Schluss des Filmes hinweg bewirkt. Dass diese sich wahrscheinlich weniger um die sozialen Probleme der Alten als vielmehr um die Gesellschaft dreht, die mit den Alten und dem Altern nichts anzufangen weiss und deshalb dringend einer neuen Orientierung bedarf, kann nur von Gutem sein.

Urs Jaeggi

«Roots» krankt an den «amerikanischen Wurzeln»

Zur amerikanischen Fernsehserie in der ARD nach dem gleichnamigen Roman von Alex Haley

Mit erstaunlich viel Farbe, Platz und Druckerschwärze haben im Februar die Programmzeitschriften auf das amerikanische Fernsehspektakel hingewiesen, das auch uns – in elf Portionen bis anfangs Mai jeweils am Montagabend von der ARD serviert – nun Einblick gibt, wie die Bürger der Vereinigten Staaten vor einem Jahr eines ihrer betrüblichsten Vergangenheitsprobleme bewältigten. Dass viele Schwarze diese «Stunde der Wahrheit» übergelukkig mit Krokodilstränen honorierten, ist nicht verwunderlich. Sie mussten lange genug auf diese Aufrechnung ihrer eigenen Geschichte im Fernsehen warten, und sie wurde schliesslich erst gemacht, nachdem die weisse Bevölkerung ein Jahr zuvor sich in pompösen Zweihundert-Jahrfeiern der USA aus glorioser Vergangenheit neues Selbstbewusstsein angetrunken hatte. Dass nun «Roots» die Strassen und Gassen der USA leerfegte und sozusagen die Nation vereint vor dem Bildschirm versammelte, war wohl weniger einem mitleidsvoll christlichen oder auch nur geschichtlichen Aufholbedürfnis zu verdanken, als vielmehr der Tatsache, dass hier – bei allen latenten sozialen Spannungen zwischen Schwarz und Weiss – ein möglicherweise gemeinsames «Gesprächsthema» gefunden war. Versteht sich, dass «Roots» in unsern Stuben ganz anders um Einschaltquoten kämpfen muss. Aber die Serie hatte doch auch bei uns eine Chance und eine gute Startzeit: Die «Beichte der andern», jenseits des Atlantiks, begann in sich so romantisch schön und – recht heimelig für uns – am Sonntagabend. Aber was ist daraus geworden?

Schon die erste Folge liess erkennen, dass hier nicht irgendwelche Gambier-Nachfahren, sondern simple Gamblers nach Wurzeln gruben. Es ist erschreckend zu sehen, mit welcher ethnologischer Sorglosigkeit da etwas zurückkonstruiert wird, was es für sich selber so nie gab, sei das nun die gezeigte Afrika-Idylle oder dieser so ganz



auf Tapferkeit getrimmte Mandingo-Charakter, und was ebenso unbekümmert als nicht-existent ausgeblendet wird, so zum Beispiel kosmologische Zusammenhänge, Geburtstaboos, die Stammesorganisation dieser sonst so «tapferen» Krieger, die soziale (nicht bloss private) Bedeutung der Stammesinitiation usw. Aber diese filmische Leere bemerkt nur, wer die weitverbreiteten Vorstellungen von einem primitiven, romantischen Afrika ausgeräumt hat. Alle andern dürften in ihren bisherigen Vorurteilen bestärkt werden. Doch nun kommt durch den sequenzweise eingeschnittenen Piratenakt Spannung ins Dorf und Tragödie ins Spiel. Das alles wird noch glaubhaft geschichtlicher und sogar echt besinnlich, wie sich das Gewissen des Kapitäns zu regen beginnt und ihm sagt, dass er, der Iberer, am Anfang der Untat stehe, die Amerika dann eigentlich «nur» fortsetze ...

Es lohnt sich nicht, die bisherigen Folgen von «Roots» weiter im Detail zu analysieren. Die Serie wurde ja ohne Haley gemacht. Zuviel Kitschiges, Oberflächliches wurde in amerikanischer Manier dazugedichtet und authentisch Afrikanisches einfach unter den Tisch gewischt. Die erste Szene, die wirklich so hart ist wie das Leben der Sklaven in der damaligen Siedler-Gesellschaft, ist vermutlich Kunta Kintes Auspeitschung nach der ersten Flucht. Doch auch da unterlässt man es, die kulturelle, anthropologische Tragweite aufzuzeigen, warum sich Kunta Kinte gegen seine Umbenennung bis aufs Blut wehrt. Das zugrundeliegende Problem der kulturellen Entfremdung, die gewaltsame Auslöschung einer lediglich als «exotisch» betrachteten Identität kann nach dem banalen Filmanfang natürlich nicht herausgearbeitet werden. So erscheint Kunta Kinte als «stur» und «reaktionär», während Fanta sich «rührend elegant» nach dem neuen Winde dreht, als anpassungsfähige Maggy sogar sympathisch erscheint, auf dem Hintergrund des aufgeworfenen Problems aber eher einem «Waschlappen» gleicht. Hier bricht die am Anfang des Films statuierte Psychologie des Stammes völlig auseinander. Von der vierten Folge an, in der John Amos die Hauptrolle übernimmt, tritt Kunta Kinte ohnehin als eckiger Holzkasten auf gegenüber den andern, schon «ziemlich zivilisierten» Schwarzen, die für den auf-

merksamen Zuschauer in Wirklichkeit eine Menge Symptome des Kulturzerfalls, der kulturellen Entfremdung aufweisen. Aber diese Symptome werden nicht erkannt und darum auch nicht in den richtigen Kontext hineingestellt. Stattdessen werden sie dem Schwarzen einfach als in seiner Natur liegend angedichtet: sexuelle Freizügigkeit, Trinken, Festen, Tanzen usw. Nichts als alte Klischees, die bei uns zum Bild des «Negers» gehören. Gambia, die Heimat Kunta Kintes, und die USA, die so viele bedeutende Ethnologen besass, welche sich genau mit dem afro-amerikanischen Problem auseinandersetzten, hätten etwas besseres verdient als «Roots».

Was soll denn überhaupt diese Monster-Familienserie? Man wird jenem Washingtoner Korrespondenten recht geben müssen, der schrieb, dass die tiefen Wunden der Vergangenheit nicht einfach wieder aufgerissen werden, wie offenbar viele befürchteten. Dagegen halte ich seine Behauptung, dass diese Sendereihe viel zum bessern Verständnis der beiden Rassen beigetragen habe, nach all dem Gesagten für baren Unsinn. Dafür ist «Roots» zu oberflächlich. Für die marginalisierte schwarze Bevölkerung mag es eine Genugtuung sein, dass man einmal am Bildschirm ihrer leidvollen Geschichte gedenkt. Ändern aber wird sich am überall greifbaren Sozialkonflikt zwischen Weissen und Schwarzen nichts. Die Möglichkeit des Abbaues von Vorurteilen wird nicht genutzt. Statt dessen wird psychologisiert und damit ent-politisiert. Die von der ARD zu jeder Folge mitgelieferten Stichworte bestätigen das. Aber man zeigt sie ja nur uns. Den US-Bürgern bleiben sie «erspart». Man führe sie nicht in Versuchung, sonst könnte es nämlich sein, dass der schwarzen Minderheit aus dieser Serie nicht nur Trost, sondern auch neues politisches Bewusstsein erwächst. So aber braucht niemand Angst zu haben, dass sich etwas ändert, dass die Masse der Schwarzen überhaupt auf den subtilen Mechanismus aufmerksam wird, der hier am Werke ist. Er wird etwa fassbar im Begriff der «repressiven Toleranz». Gemeint ist jene List des Systems, das auch noch «heisse Eisen», ja sogar Protest in Ware, beziehungsweise Film verwandeln und vermarkten kann. Nicht die scheinbare Toleranz ist repressiv. Das wäre Unsinn. Repressiv ist das zugrundeliegende ökonomisch-politische System, das alles in Ware verwandeln, zum Konsum anbieten und dadurch neutralisieren kann. Nach aussen hin erweckt dieses System den Eindruck der Grosszügigkeit, der Offenheit, der Toleranz. In Wirklichkeit vereinnahmt es eine Stufe tiefer alles total.

Im übrigen ist es ja auch sehr bezeichnend, dass in Amerika selber die Diskussion dieser Fernsehserie ganz hinter die Diskussion der Echtheit von Haleys Buch zurücktreten musste: als wäre das das eigentliche Problem. Werner Zurfluh

Vom Ernst des Lebens in Cabetoni

Ein Radiospiel zum Mitmachen von Hans Ott, Andreas Bänziger, Heinrich Hitz und Peter Bühler (Radio DRS II, 15. März)

Cabetoni (ein Phantasienamen, zusammengesetzt aus CAmerun, BEnin, TOgo, NIgeria) ist ein karges regenarmes Land in Westafrika, irgendwo zwischen Tschadsee und Nigerfluss in der südlichen Sahelzone. Sinn und Zweck des unter diesem Titel für das Radio umgearbeiteten entwicklungspolitischen Gruppenspiels war es, dem Hörer daheim und drei Gästen im Studio Lebensumstände und -bedingungen der bäuerlichen Landbevölkerung in der Dritten Welt nahezubringen. Unter der Leitung von Peter Bühler wirkten mit: Nationalrätin Elisabeth Blunschy (seit Beginn dieses Jahres Präsidentin der Caritas Schweiz und Präsidentin der Eidg. Expertenkommission für Entwicklungszusammenarbeit), Fritz Widmer (Berner Troubadour und Englischlehrer) und Dr. Arthur Bill (Delegierter des Bundesrates für Katastrophenhilfe im Ausland). In vier Spielrunden – entsprechend den Landwirtschaftsperioden der Jahre 1974–1977 – hatten diese supponierten «Cabetonischen Bauern» im Studio

und jene daheim nach einem eigens dafür umgerechneten Punktesystem (mit Papier und Bleistift) auf acht Feldern Hirse, Maniok, Mais und Baumwolle anzupflanzen. Als Richtlinien dienten die Ertragsquoten der jeweiligen Anpflanzung (zum Beispiel für Mais in trockenen Jahren 40 Punkte, in nassen 100 Punkte), die Angabe des Existenzminimums pro Jahr (600 Punkte) und der obligatorische Anbau von mindestens einem Feld Baumwolle pro Periode (zur Bezahlung von Steuern, Seife und Medikamenten). Für das Anpflanzen eben dieser Baumwolle (Saatgut, Dünger) erhielt jeder Teilnehmer ein Startkapital von 100 Punkten, wobei pro Feld angepflanzter Baumwolle jeweils 20 Punkte an Investition abzuziehen waren.

Ziel der vier Spielperioden war für jeden «Bauer» natürlich einmal das Überleben in jeder Periode (600 Punkte) sowie die erwünschte Kumulierung des Einsatzkapitals um über 100 Punkte für schlechtere Zeiten, ein Polster, das bei überlegtem Anpflanzen (Hirse beispielsweise gedeiht in trockenen und nassen Perioden etwa gleich gut) und etwas Glück durchaus im Bereich des Erreichbaren lag. Weitgehend spekuliert werden musste hier allerdings hinsichtlich der Wetterlage, der Weltmarktpreise für Baumwolle und unvorhergesehener Umstände. Die effektiven klimatischen Verhältnisse der Jahre 1974–1977 bestimmten zum Schluss jeder Spielperiode die Ertragslage (Gewinn oder Verlust). So wurden etwa 1974 – aufgrund einer trockenen Periode und eines demzufolge geringen Angebotes an Baumwolle auf dem Weltmarkt – pro Baumwollfeld 30 Punkte gutgeschrieben. Pro Jahr wurden von insgesamt vier Hörern telephonisch ein positives oder negatives Zufallereignis (eine Zahl zwischen 1 und 20) abgerufen, das als Zuschlag oder Abzug den Ausschlag zum endgültigen Jahrestotal lieferte. Um das Mass vollzumachen (Baumwollpreis im Nassjahr 1975 dank Grossangebot minus 30 Punkte pro Feld) führte – begleitet von einem Exkurs über Tropenkrankheiten – etwa die Intervention eines Hörers aus Anglikon AG (Zahl 5: Grippeausbruch) einen zusätzlichen Abzug (minus 40 Punkte) herbei. Baumwollmonokulturen wurden durch den vorgeschriebenen Anbau von mindestens zwei Nahrungsmitteln pro Periode verhindert.

Immer wieder aufgelockert durch Musik oder eine fällige Spielrunde reportierten unter anderem Andreas Bänziger die Geschichte des Landes, Hans Ott (Brot für Brüder) und der Wetterfrosch klimatische Verhältnisse und Gegebenheiten, Bruno Gurtner (ein Wirtschaftswissenschaftler) Zusammenhänge auf dem Weltmarkt und Konrad Matter von der Swissaid einen Brunnenbau in diesem Gebiet. Im Zusammenhang mit schweren Hirseschäden im Jahre 1977 (herbeigeführt von einer Hörerin aus Bern) formulierte auch René Gardi seine Erfahrungen recht plastisch. Im Rahmen dieser – vom Radio selber als «Experiment» deklarierten – Sendeform fand demnach selbstverständlich keine längere Auseinandersetzung (etwa zwischen den Gästen im Studio) mehr Platz. Abgesehen von Frau Blunschy, die sich in vehemente Weise für medizinische Forschung und eine obligatorische Krankenversicherung im Südsahel einsetzte, verhielten sich die Teilnehmer sogar sehr zurückhaltend. Animationsversuche von seiten des Spielleiters Peter Bühler stiessen auch bei der Nationalrätin auf taube Ohren, die (angesichts ihrer Doppelfunktion als Präsidentin der Caritas wie auch der Eidg. Expertenkommission) keinen Anlass sah, «Schweizerische Handelsbeziehungen schlechtzumachen». Dr. Bill und Fritz Widmer ihrerseits stellten, nebst einigen sachlichen Voten, ihr nebenberufliches Spekulationsvermögen eindrücklich unter Beweis.

Als informative Sendeform also durchaus ansprechend, erwies sich dieser Beitrag zum Thema Schweiz–Dritte Welt doch als einigermaßen anfällig für kritische Überlegungen: Es darf – Experiment hin oder her – nicht unberücksichtigt bleiben, welchen Eindruck diese Sendung, isoliert, beim Hörer hinterlassen muss. Die erwähnten, interessant und farbig gestalteten Informationsteile und ihr – wenn nicht diskutierter, so zumindest reflektierter – Spielcharakter können nicht darüber hinwegtäuschen, dass gerade im Hinblick auf entwicklungspolitische Spiele, deren Stellenwert innerhalb einer weitreichenden und komplizierten Dritte-Welt-Problematik in keiner Weise angetönt wurde. So vielseitig und abwechslungsreich sich der Hörer – dessen

thematisches Interesse ja durch diesen Beitrag geweckt werden sollte – über klimatische Verhältnisse und Lebensbedingungen in «Cabetoni» ins Bild setzte, war er doch (einmal interessiert) nicht in der Lage, aufgrund dieser Sendevoraussetzungen zu erahnen, welche Richtung sein neugewonnenes Interesse nun zu nehmen hat. In Anbetracht der Tatsache, dass sich hier die Problematik von Kolonialstrukturen und weltweiten Wirtschaftsmechanismen, und vor allem die «schicksalsunabhängigen» Bezüge der Industriestaaten zur eigenen Entwicklungsarbeit nahezu aufdrängen, hat sich ZOOM-FB beim Informationsdienst Dritte Welt (Arbeitsgemeinschaft Swis-said/Fastenopfer/Brot für Brüder/Helvetas), vertreten durch Markus Mugglin, um einige ergänzende Auskünfte bemüht:

Wie beurteilen Sie die fragliche Radiosendung im Hinblick auf die Arbeit ihres Informationsdienstes?

Allgemein gesprochen, bilden die entwicklungspolitischen Spiele eine Möglichkeit, der Öffentlichkeit die Problematik «Dritte Welt» nahezubringen. Der Vorteil liegt hier darin, dass über ein neues Medium, ein neues leicht ansprechendes Mittel versucht wird, an die Leute heranzukommen. Von daher wird ein Bereich eröffnet, der als Möglichkeit auszuschöpfen ist, ohne dass damit andere Bereiche wie Pressearbeit, Arbeit in Gruppen, Veranstaltungen und Aktionen verdrängt werden sollen.

Einerseits muss festgehalten werden, dass ein derartiges Spiel selbstverständlich seine grundsätzlichen Grenzen hat. Die einzelnen vorhandenen Spiele können eine bestimmte Funktion ausüben. Es gibt solche, die wahrscheinlich politisierender wirken, wobei auch das betreffende Radiospiel einen ganz bestimmten Bereich ansprechen oder ganz bestimmte Einsichten herbeiführen kann. Andere Einsichten wiederum werden – aus Gründen der Realitätsvereinfachung im Spiel – nicht vermittelt. Im vorliegenden Fall liegt der Unterschied zum käuflichen Spiel in der vereinfachten Radiobearbeitung. Dadurch sind gewisse Gefahren oder Schwächen hervorgetreten. So entsteht etwas zu sehr der Eindruck, dass die Leute in «Cabetoni» irgendwie in einer schicksalhaft klimatisch bedingten Situation stehen, die ihnen grosse Existenzschwierigkeiten bringt, und dass ihr eventuelles Wohlergehen einzig auf Aussenhilfe beruht. In anderen Spielen geht es mehr darum, die hier etwas schwach ange-tönte Abhängigkeit der Betroffenen von weltweiten Wirtschaftsbeziehungen eingehender aufzuzeigen und näher zu erläutern, welche riesige Schwierigkeiten sich ihnen beim Ausbrechen aus bestehenden kolonialistischen Strukturen in den Weg stellen. In diesem Sinne können die einzelnen Spiele – bei gezieltem Einsatz und ohne eine Überstrapazierung ihres Wertes – durchaus eine Funktion erfüllen. Eine «neue Weltsicht» lässt sich natürlich über solche Spiele nicht vermitteln. –

Wie hätte beispielsweise Ihre Informationsgruppe eine derartige Radiosendung konzipiert?

Primär wäre wohl etwas mehr Schwergewicht auf der Information gelegen, weil sich im Lauf der Zeit im Bereich der Medien doch eine gewisse Arbeitsteilung in der Wahl der Mittel herausbildet. Die Bearbeiter dieser Sendung sind sich mit dem Informationsdienst Dritte Welt darüber einig, dass diese nur als *ein* bestimmtes Mittel dasteht, das gewiss seine Grenzen hat und eine zielgerichtete, politischere Arbeit nicht ausschliessen soll.

Haben die «natürlichen Grenzen» des Mediums Radio bei der qualitativen Form dieser Sendung entscheidend mitgespielt?

Nein, ich glaube eher, dass der Anlass dieser Radiosendung darin begründet ist, dass sogenannte entwicklungspolitische Spiele erst neulich Eingang in die Schweiz gefunden haben, dass also das «neue Element» einen Anreiz zur Radiobearbeitung bot und gleichzeitig dem verstärkten Bemühen nach Einbezug der Hörerschaft entgegen kam.

Bestehen Gründe zur Vermutung, dass hinsichtlich des bestehenden Konflikts zwischen den wirtschaftlichen Interessen der Schweiz einerseits und einer konstruktiven Entwicklungszusammenarbeit andererseits das Radio sich in Rücksichtnahme auf den Hörer und Stimmbürger seine Grenzen gesetzt hätte, und in diesem Sinn nicht frei über die Dritte Welt informieren könnte?

Die gleichen Gründe, die dahingehend allgemein in der Schweiz bestehen, bestehen somit sicher auch beim Radio. Trotzdem glaube ich, dass eventuelle Einschränkungen beim Medium Radio sich noch auf ein Minimum beschränken, dass also das Radio jenen Institutionen mit einem relativ grossen Informationsspielraum zuzurechnen ist. Die Frage, warum im Studio bei diesem Spiel relativ «brave» Leute mitgemacht haben, drängt sich natürlich auf. So wäre etwa die Frage von Peter Bühler an Frau Blunschy, ob im Zusammenhang mit Gesundheitswesen und Chemischer Industrie letztere in «Cabeton» einen sinnvollen Beitrag leisten könnte, von einer anderen Person bestimmt kritischer beantwortet worden. Die Beantwortung der gestellten Fragen ging ganz allgemein dahin, dass der Eindruck erweckt wurde, die betreffende Person habe sich mit der Thematik entweder nie sehr beschäftigt oder sie sei tatsächlich der Auffassung, schweizerisches Engagement sei in jeder Hinsicht zu begrüssen, eine Position, die sich angesichts der realen Verhältnisse in der Dritten Welt in diesem Sinne sicher nicht vertreten lässt.

Peter Braunschweig, Beauftragter der Aktion Brot für Brüder (evangelische Landeskirche) für den Kanton Bern, hat kürzlich unter dem Titel «Entwicklungsarbeit: Impulse für das Leben in der Schweiz» («Das Konzept»/März 78) ausgeführt, dass entwicklungspolitisches Engagement kritisch werden lasse gegen die Vorherrschaft des Wirtschaftlichen, und dass die wirtschaftlichen Interessen der Schweiz gar nicht identisch seien mit den Erwartungen und Bedürfnissen eines Grossteils der Bevölkerung. Bei uns selber – unabhängig von den Entwicklungsländern – müsste das Bruttosozialprodukt gerechter verteilt werden. Das Bewusstsein hinsichtlich einer notwendigen Reduktion des Wirtschaftswachstums müsste über ein neues Bewusstsein von «Lebensqualität» führen, bevor überhaupt daran gedacht werden könne, Gerechtigkeit nach aussen zu üben, und zwar ohne dass benachteiligte Gruppen der Bevölkerung unter dieser «Hilfe» zu leiden hätten...

Zweifellos. Diese Sicht wurde ja eingeläutet mit dem Bericht «Entwicklungsland Welt-Entwicklungsland Schweiz» (Konzeptionsbericht im Auftrag von 13 schweizerischen Entwicklungsorganisationen und Hilfswerken), der im wesentlichen besagt, dass die gleichen Kräfte, die das Verhältnis schweizerischer Wirtschaftsbeziehungen zur Dritten Welt einseitig und profitorientiert gestalten, sich auch im Inland hinsichtlich allgemeiner Veränderungen zugunsten von mehr Gerechtigkeit nicht engagieren. Ein aktuelles Beispiel: Im Zeichen der Rezession konzentriert sich die offizielle Schweiz – also die Schweiz der Exportindustrie, der Banken und der Handelsabteilung als Vertretung dieses Staates – verstärkt darauf, wirtschaftlich in die Dritte Welt zu expandieren. Diese Expansion ist auf Profitinteressen bei uns einerseits und auf die materiellen Interessen von Herrschenden in der Dritten Welt andererseits ausgerichtet. Das Ganze wird als einzig mögliche Strategie zur Überwindung der Rezession in der Schweiz verkauft. Die gleichen Kräfte verdrängen aber gleichzeitig, dass diese wirtschaftliche Flaute intern überwunden werden könnte, so etwa durch die Umverteilung von Einkommen, gerechtere Steuern, oder dadurch dass vermehrt Infrastrukturaufgaben in Angriff genommen werden. So würden in einem weiteren Sinn nicht nur wirtschaftliche, sondern auch soziale Impulse gegeben. Nun wird jedoch die Binnenkonjunktur nicht angekurbelt und die wirtschaftlichen Möglichkeiten im Inland bleiben ungenutzt. Von daher ist es sicher kein Zufall, dass diese nach aussen gerichtete Strategie – eine Verstärkung der Aussenaktivität – sowohl in der Dritten Welt, wie auch bei uns nachteilige Folgen zeitigt.

Könnte man sagen, dass die Schweiz ein besonderes Gewicht auf die punktuelle Katastrophenhilfe legt und dass die längerfristige Aufbauhilfe durch vorherrschende Handelsinteressen sabotiert wird?

«Sabotieren» ist hier vielleicht nicht das richtige Wort, weil sich das im Einzelfall nicht verifizieren lässt. Unterlaufen wird diese Hilfe in dem Sinn, als «positive Leistungen» nur einen kleinen Teil davon ausmachen und als auf anderer Ebene – über Wirtschaftsbeziehungen – einseitig geprägte Interessen zum Ausdruck kommen, die tatsächlich viel bedeutender sind als alles, was wir an konstruktiver Entwicklungszusammenarbeit leisten. Wenn es darum geht, das Verhältnis der Schweiz zur Dritten Welt zu verbessern, kann die Diskussion meines Erachtens nicht bei der Entwicklungszusammenarbeit beginnen, sondern bei der Aussenwirtschaft, also bei der Tätigkeit von Exportindustrie, der Banken und der Handelsabteilung.

Sicher konnte das Radio nun diese Probleme im Rahmen der vorliegenden Sendestruktur nicht erschöpfend abhandeln. Doch die Frage, ob diese als solche der erwähnten komplizierten Thematik gerecht wird, stellt sich nach wie vor.

Hier wäre vielleicht noch ein Aspekt anzuführen, der die Funktion der entwicklungspolitischen Spiele innerhalb der entwicklungspolitischen Information beleuchtet: Wie etwa bei Konsumentenaktionen auf der Strasse zugunsten der Dritten Welt Jutesäcke oder Kaffee verkauft werden, begleitet von Informationen über die Beziehungen Schweiz-Dritte Welt, (Herrschafts-) Verhältnisse in der Dritten Welt selber, Konzentration von Reichtum usw., so bedeuten auch die entwicklungspolitischen Spiele einen Versuch, an neue Kreise, die sich mit diesen Problemen bisher nicht beschäftigt haben, zu gelangen. Angenommen, dieser Versuch gelingt, neue Kreise würden also mit entwicklungspolitischen Problemen angesprochen und konfrontiert, so müsste sich über das Spielerische hinaus die Einsicht in eine Notwendigkeit des eigenen Aktivwerdens aufdrängen und die Erkenntnis sich durchsetzen, dass hier politische Probleme im Vordergrund stehen. «Politisch» etwa in dem Sinne, als Reichtum kein Zufall und Armut kein Zufall ist, und dass von daher andere Mittel – die unterdessen immer weiter gepflegt werden – sozusagen ein neues Publikum gewinnen, das heisst, nicht einfach «ein Publikum», sondern eigentlich neue *Subjekte* gewinnen.

Bericht und Interview: Jürg Prisi

Katholische Filmarbeit in der BRD unter neuer Leitung

F-Ko. Die katholische Filmarbeit in Deutschland wird ab 1. Juli 1978 erstmals von einem Laien geführt. Dr. Reinhold Jacobi wird zu diesem Zeitpunkt das Referat Film/AV-Medien in der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn übernehmen, in der seit Januar 1976 die Bischöflichen Hauptstellen, darunter die Kirchliche Hauptstelle für Bild- und Filmarbeit, zusammengefasst sind. Seit Gründung der Zentralstelle führt deren Leiter, Prälat Wilhelm Schätzler, das Referat kommissarisch. Schätzler war bis zu seiner Berufung zum Leiter der Zentralstelle Medien als Nachfolger von Prälat Kochs Direktor der Kirchlichen Hauptstelle für Bild- und Filmarbeit. Dr. Jacobi ist damit der dritte «Steuermann» katholischer Filmarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Grosser Bildschirm

epd. Zu einem um das 28fache vergrösserten Fernsehbild verhilft ein in Amerika entwickeltes Zusatzgerät: Das «*Dynavisions-TV-Projektionssystem*» wirft das Bild des Fernsehgerätes auf einen Projektionsschirm. Einer schnellen Verbreitung dieser Möglichkeit des Fernseh-Genusses steht der Preis entgegen. Das billigste der in drei Grössen angebotenen Geräte kostet in der Bundesrepublik 2 200 Mark.